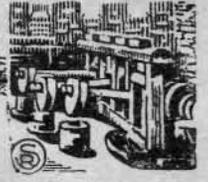


# Erzgebirgische Heimatblätter



Illustrierter Heimatbote für unsere Erzgebirgler in Heimat und Fremde

Erscheint an jedem Wochenende und kostet 10 S einschließlich Zutragegebühr.

Nr. 29 — Sonntag, 19. Juli 1942.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Die weiße Erde von Aue

Dem geneigten Leser ist es bekannt, wie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Goldmacher Böttger auf wunderbare Weise das Porzellan erfand. Weniger bekannt dürfte sein, daß an der Anfertigung des weißen Porzellans der berühmte Schneeberger Hammerherr Veit Hans Schnorr und die Stadt Aue wesentlichen Anteil haben.

Es war etwa im Jahre 1710, daß, wie die Chronik berichtet, der Hammerherr, vom Volke nur der „reiche Schnorr“ genannt, von Carlsfeld nach Schneeberg ritt. Auf seinem Grund und Boden bei Aue war er mitten im Walde einmal vom Pferde gestiegen und wollte sich eben wieder in den Sattel schwingen, als er bemerkte, daß sein Roß mit einem Hinterfuße so tief in lockere weiße Erde getreten war, daß es ihn nur mühsam wieder herausziehen konnte. Schnorr, ein spekulativer Kopf, schaute sich das seltsame Erdreich näher an und schmalzte mit dem Finger, indem ein zufriedenes Lächeln über sein Antlitz glitt. Puder war damals ein Hauptbedürfnis der eleganten Welt. Die Männer puderten sich, die Frauen puderten sich, sogar die Köpfe der Kinder wurden mit weißem Puder bestreut. Wie viel Puder ward für all die Allongeperücken nur allein in Sachsen verbraucht! Gewöhnlich nahm man Weizenmehl zum Pudern, und das war meist eine teure Sache. Da kam nun Schnorr auf den klugen Gedanken, die weiße Erde als Ersatz des Weizenmehls, das man ja besser zu Semmel und Kuchen verbrauchen könne, zum Pudern zu verkaufen. Er nahm die Erde mit nach Carlsfeld, ließ Puder daraus anfertigen und vertrieb denselben den Zentner zu 4 Talern nach Dresden, Leipzig, Baugen und Zittau. Der Erste, der in unserer Gegend sein würdiges Haupt damit puderte, war ein Herr von Rechenberg in Aue.

Auch der Goldmacher Böttger nun verschönerte seine Perücke mit dem neuen Mehl und machte dabei die Bemerkung, daß der Staub ungewöhnlich schwer sei. Er erkundigte sich bei seinem Kammerdiener nach dem Ursprung des Puders und erfuhr, daß derselbe irdenen Ursprungs sei. Sofort machte er Versuche damit und erhielt zu seiner großen Freude schönes weißes Porzellan daraus. Hiernach trug er bei

der Kammer darauf an, die Lieferung von 40 Zentnern weißer Erde zu übernehmen und verlangte Reservation derselben für die Porzellanfabrik. Schnorr wollte seine Erde erst nicht herausgeben, weil er sie als Puder besser zu verwerten hoffte. Schließlich aber lieferte er sie doch, den Zentner zu 1 Taler 16 Groschen bis zu 2 Talern. Mit Hilfe dieser „weißen Erde von Aue“, wie sie genannt ward, fabrizierte nun der Goldmacher das feine weiße Meißner Porzellan, wie es zuerst 1713 auf der Ostermesse zu Leipzig in den Handel kam.

Bald kam es zwischen Schnorr und Böttger wegen der wertvollen Erde zu kleinen Zwistigkeiten. Bald fehlte es dem ersteren angeblich an Zeit oder an Leuten oder an Pferden, bald sollte die Erde zu naß sein, um ausgefordert zu werden, bald wieder drang er auf Preiserhöhung. Der Hauptgrund seines Mißvergnügens war aber die Saumseltigkeit Böttgers im Zahlen. Um nun wieder Schnorr einen Poffen zu spielen, behauptete der Goldkoch, Schnorr habe nur das Recht, auf Silber zu bauen, die dabei abfallende Erde

gehöre dem Staate, eine Beweisführung, die das Freiburger Oberbergamt als lächerlich zurückwies. Als Schnorr 1715 gestorben war, machte sich sein Sohn verbindlich, der Fabrik so viel zu liefern, als sie brauche, und mit der Zahlung sich mindestens ein Jahr zu gedulden. Daneben aber machte Schnorr, der Sohn, auch mit seinem Puder noch gute Geschäfte, und die Regierung mußte ihn sehr glimpflich behandeln, wenn sie überhaupt von ihm bedient sein wollte. Denn alle andern sogenannten „weißen Erden“ hielten den Vergleich mit der Schnorr'schen nicht entfernt aus.

Die weiße Erde ward übrigens anfänglich nur durch Raubbau gewonnen, später ließ man sie bergmännisch fördern, und da sie durch benachbarte Eisengänge gerötet war, durch ein Schlemmwerk reinigen. Die meisten Ruze baute die Regierung, in einem Jahre wurden manchmal 1200 Zentner gewonnen. Man tat mit ihr sehr geheimnisvoll. Die Fässer wurden versiegelt und durch zwei verpflichtete Fuhrleute zur Porzellanfabrik gebracht. Niemand Fremdes bekam die weiße Erde zu sehn. Der Zugang zur Zeche war



Das Amalgamierwerk gegen Morgen. Radierung von Ludwig Richter.

Im Jahre 1825 erschien im Verlage von Craz & Gerlach ein Buch von Breithaupt: „Die Bergstadt Freiberg“. Dazu sollte der junge Ludwig Richter eine Reihe „Malerische Ansichten von Freiberg und dessen Umgebungen“ in Kupfer stechen. Richter hat 4 Bilder 1827 oder 1828 vor seiner Ueberiedelung nach Meissen als Zeichenlehrer an die Porzellanfabrik entworfen. Nach dem Wasserzeichen des Papiers sind sie aber erst 1829 erschienen und zwar: Freiberg gegen Morgen; das Erbsche Tor in Freiberg; das Wirtshaus zu Kleinwaltersdorf und das obige Bild. Es führt uns nach Halsbrücke. Dort wurde 1734 das für damalige Verhältnisse großartig angelegte Amalgamier-Werk errichtet. Prof. Gellert (des Lieberdichters Bruder) und Berghauptmann von Chaptentier hatten die Erbauung durchgeführt. Die Arbeiten umfaßten Bescheiden, Rosten, Sieben und Mahlen der Erze. Das Amalgamieren bestand darin, daß man unter Zusatz von Wasser und etwas Eisen mit Quecksilber das Erz 18 Stunden lang in Fässer tat, die in drehender Bewegung erhalten wurden. Man nannte das Anquicken. Das Quecksilber wurde dann ausgeglüht und der Rückstand verworfen. Das Werk war bis 1857 im Betrieb (nach v. Süßmilch-Hörnig). Das Bild Richters zeigt uns in seiner anschaulichen Weise den Stand vor reichlich 100 Jahren.

verboten. Noch 1745 stand auf Entwendung derselben der Galgen. Im siebenjährigen Kriege ließ aber doch der alte Fritz mehrere Wagen voll nach Berlin schaffen und in seinen Staaten nach ähnlicher Erde graben, die man aber in gleicher Güte nirgends fand „Des weißen St. Andreas Fund-

grube“ zu Aue war eben unübertrefflich. Heutzutage freilich ist auch diese Zeche seit Jahren bereits erschöpft. So viel aber ist gewiß, daß die weiße Erde von Aue zur Erfindung des berühmten Meißner Porzellans den Anlaß gegeben und den Ruhm desselben dauernd begründet hat.

## Weit ist der Weg zum Glück

Roman aus den Bergen von Hans Ernst

Urheber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag  
vorm. E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz).

(18. Fortsetzung.)

Nach Stunden endlich sind sie oben am Gipfel angelangt. Gisela bleibt gleich auf dem Grat sitzen. Ihre Brust arbeitet heftig, ihre Finger zittern leise. Er beugt sich zu ihr nieder.

„Ist's schlimm gewesen?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Hab ich dir viel Mühe gemacht, Franz?“

„Gar net. Ich hab mir's ärger vorgestellt mit dir. Aber du hast dich tapfer gehalten.“

Das ist sein ganzes Lob, trotzdem er beinahe überwältigt ist von der gewaltigen Leistung, die sie vollbracht. Wie ein guter, treuer Kamerad ist sie mit ihm durch die furchtbare Wand gestiegen, ohne einen Laut der Angst oder Furcht. Das kann vielen, vielen Männern nicht zugemutet werden, geschweige denn einer Frau, einem Mädchen. Und dieses starke von Kraft besetzte junge Menschenkind gehört ihm, ihm ganz allein. In tiefer Glückseligkeit fühlt er wieder, daß sie der treueste und beste Kamerad für sein ganzes Leben sein wird. Dieses Bewußtsein ruht tief in ihm. Er nimmt sie in die Arme und zieht sie zu sich empor. So stehen sie, Wange an Wange gelehnt, rechts und links von sich den tiefen Abgrund, über sich nichts als den blauen, strahlenden Himmel.

„Nichts mehr über uns“, flüstert sie unter seinem Kuß. „Ganz welteneinsam stehn wir hier heroben, du und ich... und ich habe es gewußt, daß ich diesen Augenblick mit dir einmal erleben werde. Damals schon, Franz, in deiner Jagdhütte, wo ich dann so schnell die Flucht ergriff.“

Schnell deckt er die Hand auf ihren Mund.

„Davon sollst net reden, Gisela.“

„Du hast recht. Das alles liegt ja so weit und tief hinter uns, wie das Tal da unten.“

Dann setzen sie sich, und Franz nimmt den Proviant aus dem Rucksack. So hoch oben auf windumbrauster Höhe halten sie ihr einsames Mahl und waren übermütig dabei wie Kinder, weil sie sich der Erde so weit entfernt, dem Himmel aber so nahe fühlten.

Und da gibt es Menschen, die es Verrücktheit nennen, ein Gottverfuchener, wer es wagt, in die majestätische Einsamkeit der Berge einzudringen. Nach ihrem Urteil gehört der Mensch nicht dorthin.

Jene jungen Menschen aber, denen Gott ein tapferes Herz und gesunde Glieder geschenkt, sitzen still und glücklich oben über den engstirnigen Mörglern, über dem Kleinkram der Täler, fühlen nichts als sich und die Gnade, jung und mutig zu sein, ahnen tief und demütig der Gottheit Majestät hier oben in seiner Natur.

So ruhn sie, Franz und Gisela, nebeneinander auf dem harten Fels. Stunden vergehn; niemand sieht sie als die Sonne, die sie mütterlich warm bescheint. Und sie kitzeln ihre Namen nebeneinander in eine Felsplatte, umzingeln sie mit einem Herzen und lachen sich an.

„Regen und Wind können es nicht mehr verwischen“, sagt er. „Ewig steht es hier geschrieben, das ich und das du.“

„Im Winter deckt Schnee und Eis uns zu“, sinniert sie. „Und denkst du, daß wir jemals wieder einmal hier oben sein werden?“

„Möglich. Vielleicht in ein paar Jahren“, antwortete Franz. „Aber dann stimmt es nicht mehr mit den Namen. Dann muß es anders heißen.“

„Wie muß es dann heißen?“ will das Mädchen wissen.

Statt aller Antwort nimmt er den spitzen Mauerhaken, kitzelt das „Heydenreich“ durch, so daß es nur mehr heißt: „Franz und Gisela Achleitner.“

Sie spricht es einmal, zweimal ganz leise, beinahe andächtig vor sich hin: „Gisela Achleitner...“ — schreit es dann durch die Hände in den Wind, jubelt es, indem sie die Arme weit breitet, in den klarblauen Sommerhimmel. Hundertsfach klingt es im Echo zurück, und als es wieder ganz still ist, kniet sie nieder zu ihm, bringt ihre Augen ganz nahe an die seinen, daß er darin versinken muß und ihren heißen Atem mit seinen Lippen forttrinkt.

„Wo wird mein Mädchen nächstes Jahr um diese Zeit sein?“ fragt er sie dann.

„Hier wieder?“

Er schüttelt lächelnd den Kopf.

„Bei mir daheim, bei meiner Mutter.“

„Meinst du, daß sie mich will?“

„Dich muß man ja wollen. Und du gehst mit mir zu Berge in aller Frühe, wenn der Herrgott noch durch den Wald geht...“

„Sieht man ihn denn?“

„Mußt mal reden mit ihm, vielleicht zeigt er sich dir. Die Augen muß aufmachen, Mäd, dann siehst und spürst ihn überall. Schau um dich, du mußt ihn ganz nah fühlen.“

Das Mädchen Gisela schaut um sich, holt tief Atem und flüstert tiefergriffen:

„Wunderschön ist deine Heimat, Franz.“

„Und wirst du in ihr die deine ver-  
gessen können, Gisela?“

„Ja“, gesteht sie frei und offen. „Mir ist sie ja nie Fremde gewesen. Dieses innige Vertrautsein mit dieser deiner Heimat muß wohl von meinem Vater auf mich übergegangen sein.“

Und dann sagen sie lange nichts. Tief sind sie im Schauen versunken und denken dabei alle beide an die Augenblicke, da das Glück des Erkennens ihrer Liebe zu ihnen kam.

Endlich müssen sie an den Heimweg denken. Sie nehmen ihn diesmal aber nicht mehr über die steile Wand, sondern auf der anderen Seite, wo schon ein schmaler, aber immerhin bequemer Weg in die Tiefe führt. Bald können sie nebeneinandergehen und sich an den Händen halten.

Es wird Abend. Zuweilen begegnen ihnen jetzt Menschen, die den Sonntag auf irgendeiner Alm verbracht haben. Aber sie sondern sich schnell immer wieder ab, suchen einsame Wege durch Schlehen und wilde Rosen, wo sie sich immer wieder schnell küssen können, ohne daß es jemand sieht. Sie sind erfüllt und getragen von dem unbändigen Glauben an ihr gefestigtes Glück, das nichts in der Welt mehr zerstören kann.

Längst ist Gisela wieder in ihre Heimat abgereist. Der Leutnant Heydenreich ist wieder bei der Kompanie, um die paar Wochen, die er benötigte, um auf dem Gut alles zu ordnen, nachzuholen. Aber er hat nur ein einziges Mal mit Franz Achleitner über sein Schwester gesprochen und hat ihm erklärt, daß sich deswegen dienstlich nicht das geringste ändere, wenn er an sich auch gegen dieses Verhältnis nichts habe. Nein, Egon Heydenreich kennt im Dienst keinen Unterschied. Wenn sein Kommando scharf und knapp über den Kasernenhof springt fliegen ruckartig die Köpfe, die jungen Soldaten stehn wie erstarrt, haarstarr ausgerichtet wie eine Mauer, und es dürft sich auch der Achleitner nicht erlauben, in dieser Front irgend wie ungeschickt aufzufallen. Nach dem Dienst freilich, da kann der Leutnant sich wohl in eine kleine Unterhaltung einlassen mit dem angehenden Schwager. Und immer wieder finden sich dies

## Biereck-Rätsel

Essentehrer, Sternendraum, Sonnenstein,  
Rittersporn, Sommernacht, Regenschirm,  
Wasserkanne, Strohpapier, Fensterglas,  
Bergschacht, Kreuzkirche.

Schreibe diese Wörter in einem Biereck von 11×11 Feldern so untereinander, daß von links oben nach rechts unten in schräger Linie ein neues auf den Juli Bezug habendes Wort zustande kommt, mit R beginnend, mit T endend.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

zwei jungen Menschen zusammen zu schweren Klettertouren. Bei diesen einsamen, schweren Gängen finden sie immer näher zueinander, so daß sie eigentlich schon wie Brüder sind, lange bevor sie in ein verwandtschaftliches Verhältnis zueinander treten.

Im Herbst ist das Bataillon einige Wochen abwesend im Manöver, und als es zurückkommt, erhält Franz Achleitner am zweiten Tag einen eingeschriebenen Brief mit Dienststempel, wonach er sich am 4. Oktober in München als Hauptzeuge in der Sache gegen den Hochreiter einzufinden habe.

Sein erster Gedanke ist, daß er bei dieser Gelegenheit auch Veronika wiedersehen wird. Bisher war sie ihm gar nicht mehr in den Sinn gekommen. Das Glück mit Gisela und ihre allwöchentlichen Briefe lassen ihm kaum Zeit, an Gewesenes zu denken.

Die Verhandlung ist auf 9 Uhr angesetzt. Doch lange vorher schon haben sich die Menschen im Gang schon versammelt. Dort trifft Franz Achleitner den Bürgermeister, er trifft seinen Vater und viele Bauern und Bekannte aus seinem Dorf. Alles ist neugierig und gespannt, was da nun alles ans Tageslicht käme.

Als Franz zur Zeugenaussage gerufen wird und den Saal betritt, zieht es seinen Blick wie magnetisch zur Seite hin, wo Veronika sitzt. Mit großen, beinahe ängstlichen Augen sucht sie seinen Blick. Aber er schaut starr über sie hinweg. Sein Blick kreuzt sich jetzt mit dem des Hochreiters. Adlerscharf ist der Blick des Bauern. Wie eine verwiterte Tanne steht er dort, hoch, hager und angegraut.

Dann fällt die erste Frage in den stillgewordenen Raum. Franz Achleitner schildert genau die Begebnisse jenes Sonntagnachmittags wahrheitsgetreu und lückenlos. Der Hochreiter sitzt während der ganzen Zeit unbeweglich, die schweren Hände hilflos in den leeren Raum zwischen seinen Knien, jede Muskel in seinem Gesicht gespannt.

Mit den verschiedenen Zwischenfragen dauert es fast eine halbe Stunde, bis Franz mit seiner Aussage fertig ist. Zum Schluß will der Vorsitzende dann noch wissen, ob er, der Zeuge, der Meinung sei, daß Veronika Hochreiter, also die Tochter des Angeklagten, mit ihrem Vater unter einer Decke gesteckt habe.

Franz fühlt den Blick des Mädchens in seinem Nacken. Auch der Blick des Bauern trifft ihn. Aber nicht dadurch wird er unsicher, sondern vielmehr deshalb, weil er sich

bis heute selber noch nicht klar geworden ist, ob Veronika wirklich um die ganze Wilderei gewußt hat.

Der Vorsitzende bemerkt sein Zögern.



P 13

Foto: Tobis-Klagemann

**Basille** — der treue Diener (Bill Dohm) geht mit seinem Herrn, dem Rittmeister Styr (Witold de Kowa), durch Dick und Dünn, auch wenn's einmal gefährlich wird. Aus dem Tobis-Film „Die Sache mit Styr“ (Regie: Karl Anton).

rühren. Aber das ist nicht möglich. Der Sepp sitzt ziemlich weit hinten und neben ihm das große Mädchen mit dem derben Gesicht, das so standhaft gewesen ist und der es Sepp zu verdanken hat, daß er nicht auch heute als Angeklagter hier steht.

Das Urteil ist also gesprochen, die Sitzung beendet. Das

Gericht grüßt und verläßt den Saal. Der Hochreiter wird abgeführt. Er sieht den Achleitner-Franz nicht an. Nur auf Veronika wirft er einen Blick, und er scheint viel sagen zu wollen mit diesem Blick.

Nun leert sich der Saal auch von den Zuhörern. Franz geht mit seinem Vater und dem Forstrat ins Mathäuserbräu-stüberl zum Mittagessen. Da will es der Zufall, daß draußen vor dem großen Eingangstor des Gerichtsgebäudes Veronika steht. Sie scheint auf den Bruder zu warten. Franz fühlt plötzlich die Notwendigkeit in sich, ihr ein gutes Wort zu sagen,



P 76

Foto: Tobis-Klagemann

**Regiment Bernburg hält die Stellung.** Die Schlacht von Torgau hat ihren Höhepunkt erreicht. Oesterreicher und Russen stürmen die preussischen Linien, die trotz blutiger Verluste zu halten versucht werden. Feldwebel Treskow (Gustav Fröhlich) und Fähnrich Niehoff (Hans Nielsen) sind ihren Kameraden in diesem Kampf ein Vorbild. Aus dem Veit-Harlan-Film der Tobis: „Der große König“.

denn er glaubt, daß es doch schwer sei für sie, den Vater für lange Zeit hinter vergitterten Fenstern zu wissen. Aber gerade, als er den Mund aufstun will, dreht sie den Kopf nach ihm, schaut ihn so abwesend an, verächtlich fast, als hätte sie ihn niemals in ihrem Leben gesehen und geht dann auf ihren Bruder zu, der soeben mit dem Mädchen vom Stöckmeierhof die Treppe herunterkommt.

„Mach gut“, denkt sich Franz und beeilt sich, den anderen nachzukommen. Bevor er um die Ecke biegt, dreht er sich um und da sieht er, daß die drei ihm nachstarren.

Das Urteil wird am Abend sehr lebhaft im Wirtshaus zu Arlberg besprochen. Die einen meinen, daß es zu hart ausgefallen sei, die anderen finden es richtig. Und so entwickelt sich ein lebhafter Diskurs, in dem sich dann auch der Förster einmischt und seine Meinung kundgibt.

„Man kann kein rechter Bauer sein, wenn man die Gedanken dorthin wendet, wo das Gesetz für ihn einen Kiegel geschoben hat“, sagt er. „Wenn einer das Blut zum Jagen in sich hat, gut, so ist ihm die Möglichkeit dazu gegeben. Und der Hochreiter steht sich gut genug, daß er die Gemeindejagd pachten oder zumindestens sich daran beteiligen hätte können. Aber nein, da geht man einfach naus und stiehlt das Wild dem Staat. Das ist leichter und bequemer und kostet nichts. Dabei denkt man aber nicht, daß alles einmal ein Ende hat. Die Strafe ist hart, jawohl, das sag ich selber. Aber über ein paar Wochen hätte der Hochreiter bloß gelacht. Er wär herausgekommen und hätt von neuem begonnen. So wird es ihm wohl eine Lehre sein.“

Das ist alles sehr vernünftig gesprochen. Es ist kein Grund vorhanden, dem Förster in seiner Ansicht zu widersprechen. Und manch einer, der es in früheren Tagen selber ab und zu frachen hat lassen, steckt den Kopf ein und ist froh, daß ihn nicht das Schicksal des Hochreiters ereilt hat.

Ein paar Wochen später sprach man schon nicht mehr davon, und es kam so, daß man im Wirtshaus vom Hochreiter-Sepp gerne wegrückte, nicht weil man ihn etwa verachtete, weil sein Vater im Zuchtshaus saß, sondern weil er prahlerisch zu wissen gab, daß sich die Gelegenheit schon schicken werde, daß er es dem Förster Franzl heimzahlen könne. Bei der fünften oder sechsten Halbe wollte er dann immer wetten, daß er sich zu jeder Zeit einen Rehbock zu schießen getraue, ohne daß der Förster oder der Restler ihn erwischen, oder daß er sich gar vor ihnen fürchte.

Diese großsprecherische Art war den Bauern, den jungen wie den alten, verhaßt. Und darum mieden sie ihn und wollten nichts weiter mit ihm zu tun haben.

Nicht viel anders war die Beronika. Sie war zwar gemäßigter in ihren Reden, trug

aber den Kopf so stolz und hoch, daß er direkt herausfordernd wirkte. Kam sie mit Freundinnen in einen Diskurs, so erzählte sie gerne, daß ihr Vater wohl nicht sitzen würde, wenn sie, die Beronika, dem Förster nicht den Lauspaß gegeben hätte. Aus Wut darüber hätte er ihrem Vater nachgestellt und ihn schließlich überführt.

Die Reden kamen dem Förster zu Ohren. Er regte sich darüber nicht im mindesten auf, sondern notierte sich alles gewissenhaft und sauber, denn man konnte nie wissen, ob es nicht einmal von Nutzen ist. Er wie der Restler glauben nicht daran, daß der Hochreiter-Sepp sich bezähmen kann. Und wenn es auch seit langer Zeit ruhig ist im Revier, einmal wird es ihn doch wieder hinauslocken, und dann soll er ihnen nicht mehr entweichen. Dann müßte er unbarmerzig den gleichen Weg wie sein Vater gehen.

Da könnte auch keine Rücksicht genommen werden auf die einsame, alternde Frau oben auf dem Hochreiterhof. Ja, die Bäuerin allein ist es, mit der man Mitleid haben könnte. Sie allein nimmt sich die Last ihres Mannes zu Herzen, trägt schwer unter der Schande und getraut sich kaum mehr ins Dorf.

Indes besteht aber für den Hochreiter-Sepp Gefahr, mit der Polizei und dem Gericht in Konflikt zu kommen, ohne daß er mit der Büchse in die Berge gegangen oder Schlingen gelegt hätte. Er hat sich allzu sicher gefühlt, und als er die Neigung zu der Stöckmeier-Seffi in sich erkaufen fühlt, meint er, es braucht weiter nichts, als einfach sich allmählich, wie es seine Gewohnheit ist, von ihr loszulösen.

Bisher allerdings hat er noch seine Freude gehabt mit dem Mädchen, hat sich sogar wirklich mit dem Gedanken getragen, sie zu heiraten. Aber je später es in den Herbst hineingeht, desto mehr verliert er das Interesse an ihr. In ihrer derben, stillen Art weiß sie ihm nichts Neues mehr zu bieten, sie kann ihn, mit einem Wort gesagt, einfach nicht fesseln. Und so werden die Zeiträume seines Kommens zu ihr immer größer. Er wartet zuerst eine Woche, dann zwei und dann drei. Und weil auch von Seffi keinerlei Nachricht an ihn gelangt, weder ein Brief noch sonst eine Botschaft, wie sie zuweilen schon der Brotschlepperin eine aufgetragen hat, denkt sich der Sepp, daß auch sie sich schon dareingeschickt und vielleicht selber erkannt hat, daß der Brand, der einmal in beider Herzen glühte, erloschen ist.

So beginnt sich der Sepp nach drei Wochen frei zu fühlen. Es ist ihm, als sei eine Last von ihm abgefallen. In dieser Zeit erinnert er sich wieder der Schmied-Magdalena, die er den Sommer über brutal vernachlässigt hat, und klopft eines Nachts wieder an ihr Fenster. Alles scheint ihm in schönster Ordnung zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



**Unsere Heimatschriftstellerin**  
**Laura Herberger, Buchholz,**  
 ist im Alter von 81 J. am 7. Juli gestorben.  
 Sie hat sich mit ihren schriftstellerischen Arbeiten um Heimat und Brauchtum verdient gemacht, was ihr anlässlich ihres 80. Geburtstages von den maßgeblichen Stellen in herzlichen Glückwunschschriften bestätigt worden ist. Ihr goldener Humor, der in ihren Schriften weiterlebt, und ihr überaus reger Geist durchkloffen die Tage und Wochen ihres schweren Leidens bis zuletzt.



Das Schwarzenberger Freibad, welches unser Bild zeigt, wurde am 30. Juli 1939 geweiht und seiner Bestimmung übergeben. In prächtiger Höhenlage erstellt, besitzt es sehr moderne Einrichtungen. Das Bad erfreut sich in diesen Tagen sehr regen Zuspruchs.  
 (Photo: Friedrich-Schwarzenberg.)